

Carlos Kölbl & Pradeep Chakkarath

Editorial



psychosozial

47. Jahrgang, Nr. 1, 2024, Seite 5–14

Psychosozial-Verlag

DOI: 10.30820/0171-3434-2024-1-5



Impressum

psychosozial

47. Jg. (2024) Heft I (Nr. 175)

<https://doi.org/10.30820/0171-3434-2024-1>

ISSN (Print-Ausgabe): 0171-3434 · **ISSN (Online-Ausgabe):** 2699-1586

<https://www.psychosozial-verlag.de/ps>

HerausgeberInnen: Michael B. Buchholz, Pradeep Chakkarath, Oliver Decker, Jörg Frommer, Benigna Gerisch, Rolf Haubl, Marie-Luise Hermann, Vera King, Carlos Kölbl, Joachim Küchenhoff, Katja Sabisch, Jürgen Straub, Hans-Jürgen Wirth und David Zimmermann

Ehemalige HerausgeberInnen: Hellmut Becker, Dieter Beckmann, Iring Fetscher, Hannes Friedrich, Hartmut von Hentig, Albrecht Köhl, Jan Lohl, Annegret Overbeck, Horst-Eberhard Richter, Hans Strotzka, Ambros Uchtenhagen, Eberhard Ulich, Jürg Willi, Gisela Zenz und Jürgen Zimmer

Mit Heft I/2014 fusionierte die Zeitschrift *Psychotherapie & Sozialwissenschaft* mit der Zeitschrift *psychosozial*.

Ehemalige HerausgeberInnen der Zeitschrift *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*: Jörg Bergmann, Brigitte Boothe, Michael B. Buchholz, Oliver Decker, Jörg Frommer, Bernhard Grimmer, Martin Hartung, Marie-Luise Hermann, Tom Levold, Kathrin Mörtl, Annegret Overbeck, Jürgen Straub, Ulrich Streeck und Stephan Wolff

Geschäftsführende Herausgeberin und Redaktion: Dr. Marie-Luise Hermann, Rychenbergstr. 26, CH-8400 Winterthur, E-Mail: mlhermann.praxis@bluewin.ch

Abo-Verwaltung: 06 41 - 96 99 78 18, aboservice@psychosozial-verlag.de

Verlag: Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Walltorstraße 10, D-35390 Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de, www.psychosozial-verlag.de

Umschlaggestaltung: nach Entwürfen des Ateliers Warminski, Büdingen

Umschlagabbildung: Auf der Grundlage des Fotos *Pintura Rupestre – Serra da Capivara* von Douglas Iuri Medeiros Cabral, CC BY-SA 2.0

Satz: metiTec-Software, www.me-ti.de

Bezugsgebühren: Für das Jahresabonnement EUR 65,90 (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Studienendenabonnement 25% Rabatt (inkl. MwSt.) zuzüglich Versandkosten. Lieferungen ins Ausland zuzüglich Mehrporto. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis acht Wochen vor Beendigung des Bezugszeitraums erfolgt. Preis des Einzelheftes: EUR 22,90.

Bestellungen richten Sie bitte direkt an den Verlag oder wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung.

Anzeigen: Anfragen bitte an: anzeigen@psychosozial-verlag.de

Copyright: © 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

Erscheinungsweise: Viermal im Jahr

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, bleiben vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Manuskripte: Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein. Vor der Veröffentlichung durchlaufen die Beiträge ein Peer-Review-Verfahren. Mit der Annahme des Manuskriptes erwirbt der Verlag das ausschließliche Verlagsrecht auch für etwaige spätere Veröffentlichungen.

Datenbanken: Die Zeitschrift *psychosozial* wird regelmäßig in der Internationalen Bibliographie der geistes- und sozialwissenschaftlichen Zeitschriftenliteratur (IBZ – De Gruyter Saur) und in der Publikationsdatenbank PSYNDEX des Leibniz-Institut für Psychologie/Leibniz Institute for Psychology (ZPID) erfasst.

CIP-Einheitsaufnahme der Deutschen Bibliothek: Psychosozial. – Gießen: Psychosozial-Verl. Erscheint jährlich viermal – Früher im Rowohlt-Taschenbuch Verl., Reinbek bei Hamburg, danach in der Psychologie Verl. Union, Beltz Weinheim. – Erhielt früher Einzelbd.-Aufnahme. – Aufnahme nach 53. Jg. 16, H. 1 (1993).

Was ist der Mensch?

Zur Bedeutung von Menschenbildern in Psychologie und Psychoanalyse

Editorial

Carlos Kölbl & Pradeep Chakkarath

psychosozial 47. Jg. (2024) Heft I (Nr. 175) 5–14
<https://doi.org/10.30820/0171-3434-2024-1-5>
www.psychosozial-verlag.de/ps

Was der Mensch sei, ist eine klassische, für die Humanwissenschaften zentrale wie schwierig zu beantwortende Frage, die von der Theologie, Philosophie, Soziologie und Anthropologie, der Literatur und den Künsten, aber auch von Naturwissenschaften wie der Biologie und schließlich auch von den psychologischen Disziplinen immer wieder bearbeitet wurde. Das *zoon logon echon* (Aristoteles), der *Mensch als das nicht festgestellte Tier* (Friedrich Nietzsche), das *animal symbolicum* (Ernst Cassirer), der *homo faber* (Max Scheler, Max Frisch), der *homo ludens* (Johan Huizinga), der *homo excentricus* (Helmuth Plessner), der *Mensch als Mängelwesen* (Arnold Gehlen), der *homo religiosus* (Friedrich Schleiermacher, Mircea Eliade) oder auch die taxonomischen Klassifizierungen *homo sapiens* oder *homo erectus* (Carl von Linné, Ernst Haeckel) sind nur ein paar wenige der Stichwörter, die in diesem Zusammenhang fallen. Noch dazu stammen sie aus sprachlich und regional eng umgrenzten geistesgeschichtlichen Traditionen. Allerdings kann schon die Frage selbst problematisiert werden: Kann man denn noch so ohne Weiteres von *dem* Menschen im Singular sprechen? Was soll so eine Frage in einer Zeit des »Post«- und »Transhumanismus« überhaupt? Suggestiert die Frage nicht eine Zentralität des Menschen, die aber doch angesichts der vielfältigen Dezentrierungen unserer Welt- und Selbstbilder sowie der radikalen Wandlungen von Mensch-Natur-, aber auch Mensch-Maschinen-Technik-Verhältnissen allenfalls noch

als nostalgische Sentimentalität gelten darf und vielleicht noch am humanistischen Gymnasium aufgeworfen wird, aber ansonsten bedeutungslos geworden ist? Ist die Frage danach, was der Mensch sei bzw. die Frage nach Menschenbildern mithin nicht durch und durch hoffnungslos antiquiert? So suggestiv und wichtig solche Fragen auch sind, meinen wir, dass eine eindeutige Antwort auf sie keineswegs eine ausgemachte Sache ist. Und auch unabhängig von solch einer Antwort kann man festhalten, dass Fragen nach Menschenbildern, anthropologischen Vorannahmen, Implikationen und Konsequenzen jedenfalls auch in Psychologie und Psychoanalyse als Wissenschaft und Praxis seit jeher unmerklich oder explizit eine bedeutsame Rolle spielen. Diesbezügliche prominente Debatten argumentieren gerne nicht zuletzt eher wissenschaftsimmanent, etwa im Hinblick auf exogenistische, endogenistische und interaktionistische Modelle oder Modelle der Selbstgestaltung in entwicklungspsychologischen Theorien (Reese & Overton, 1970; Schmidt, 1972). Sie fragen unter anderem danach, was solche Modelle für empirische Forschungsprogramme und hiermit verknüpfte epistemologische und methodologische Probleme bedeuten können. Wie genau die jeweiligen Antworten auch ausfallen mögen, ist doch überaus klar, dass es für die psychologische und psychoanalytische Forschung (und nicht nur für sie) einen alles andere als marginalen Unterschied macht, ob der Mensch – plakativ gesprochen – beispielsweise

als eine mehr oder weniger komplexe Maschine, als ein handlungsfähiges und reflexives Wesen, als Organismus, als Person, als Spielball dunkler Triebe oder anonymer gesellschaftlicher Strukturen oder als ein Wesen angesehen wird, das in erster Linie von endokrinen und neurologischen Prozessen bestimmt wird. Menschenbilder lassen sich dabei ebenso in ihrer Historizität sowie ihrer (auch potenziell widersprüchlichen) gesellschaftlichen, politischen und psychosozialen Funktionalität untersuchen (Bauer, 1952; Chakkarath, 2015; Holzkamp, 1972; Shotter, 1975; Kölbl, 2021). Möglicherweise ist es allerdings nicht ganz passend, in diesem Zusammenhang in der Gegenwartstform zu schreiben, denn die Zeit, in der das Thema Menschenbilder in Psychologie und Psychoanalyse vergleichsweise hoch im Kurs stand – »vergleichsweise« deswegen, weil dieses Thema im engeren Sinne des Wortes niemals wirklich hoch im Kurs stand –, scheint vorbei zu sein. Wenn dem aber so ist und wenn die Frage nach dem Menschen heute angestaubt wirkt, ist es dann nicht vielleicht sogar *gerade jetzt* an der Zeit zu entstauben und zu fragen, ob die Antiquiertheit dieser Thematik nicht bloß eine vermeintliche ist und es nicht doch lohnt, sie wieder stärker in den Fokus unserer Aufmerksamkeit zu rücken? Wir meinen, ja, und glauben mit dieser Einschätzung nicht völlig einsam auf weiter Flur zu stehen; zumindest dann nicht, wenn man auf jüngere Bemühungen blickt, die auch über Psychologie und Psychoanalyse hinausgehen (Zichy, 2021).

Den Anfang in diesem Schwerpunktheft macht *Walter Herzog*, der zu den nicht allzu zahlreichen Psychologen gehört, die schon seit Längerem über Menschenbilder in ihrer Wissenschaft nachdenken (s. z. B. Herzog, 1984). In seinem Beitrag »Kann man Psychologie weitergeben? Die Alltagspsychologie als Menschenbild« bringt Herzog zwei, wie er sich treffend ausdrückt, »Nicht-Themen« der Psychologie zusammen: Menschenbilder und Alltagspsychologie. Dazu greift er auf eine Rede George A. Millers zurück, die dieser als Präsident der *American Psychological Association* Ende der 1960er Jahre hielt und in der er forderte, die Psychologie an die Gesellschaft weiterzugeben.

Herzog zeigt auf, dass und in welcher Hinsicht diese Weitergabe psychologischen Wissens eine vertrackte Angelegenheit darstellt. Die Vertracktheit resultiert in erster Linie daraus, dass die wissenschaftliche Psychologie – zumindest in ihrer Mainstream-Variante, auf die sich der Autor explizit beschränkt – bei solch einer Weitergabe notwendigerweise auf eine mit eben dieser wissenschaftlichen Psychologie nicht kompatible Alltagspsychologie trifft. Das wiederum führe dazu, dass sich eine nichttriviale Rezeptionsschranke zwischen Psychologie als Wissenschaft und Gesellschaft schiebe. Im Unterschied zu einer prominenten Lesart des Terminus »Alltagspsychologie« meint der Autor damit nicht so etwas wie »naive Verhaltenstheorie« (Uwe Laucke), »subjektive Theorie« (Norbert Groeben, Brigitte Scheele u. a.) oder »folk psychology« (Paul Churchland u. a.). Alltagspsychologie ist für ihn nicht etwas, das auf einem Kontinuum mit der wissenschaftlichen Psychologie stehen würde (und im Übrigen auch keine Psychologie, die den Alltag als Gegenstand hätte). Vielmehr geht unser Autor davon aus, dass die Alltagspsychologie dezidiert als Menschenbild verstanden werden müsse. Zentrale Konstituenten dieses Menschenbildes seien die Begriffe der Person und der Handlung. (Wir werden weiter unten sehen, dass es auch in der Mainstream-Psychologie durchaus prominente Varianten gibt, in denen Handlung eine zentrale Rolle spielt und hierin kein Widerspruch zu den epistemologischen Grundlagen einer sich als Naturwissenschaft verstehenden Psychologie gesehen wird.) Die genauere Analyse der Alltagspsychologie als Menschenbild erfolge über die Untersuchung der Alltagssprache. Hierin weiß sich Herzog mit Gewährsleuten wie Fritz Heider und Jan Smedslund einig und sieht in deren Stellungnahmen ein Argument dafür, Alltagspsychologie gerade nicht als eine Theorie zu sehen, denn solch eine Untersuchung fördere analytische und nicht kontingente empirische Beziehungen zutage, mithin sei die Alltagspsychologie einer Falsifikation weder fähig noch bedürftig. Während die wissenschaftliche Psychologie auf Theorien als Wissensform rekurriert, läge die Wissensform der Alltagspsychologie in Erzählungen, wie Herzog mit Hinweis auf Jerome Bruners

Idee zweier *modes of thinking* stark zu machen versucht, in der ein paradigmatischer und ein narrativer Modus des Denkens unterschieden werden. Herzog sieht weitere mit den bereits angeführten Stichwörtern verschwisterte Kontraste: Die wissenschaftliche Psychologie orientiere sich in ihrer Anlehnung an Physik und Biologie am Modell der kybernetischen Maschine, sei bemüht, Gesetzesaussagen zu formulieren, sich an Galilei und Darwin auszurichten, sei dem Makrokosmos einerseits und dem Mikrokosmos andererseits zugewandt und löse die Einheit der Person auf. Die Alltagspsychologie dagegen halte an Rationalität, Bedeutungen und Handlungen fest, erkläre mittels Erzählungen – der Mensch als *homo narrator* im Sinne Ernst Boeschs – und unter Verweis auf Intentionen, orientiere sich an Aristoteles, sei dem Mediokosmos zugewandt und rücke von der Idee der Person nicht ab. Wenn es die vom Autor angesprochene Schranke gibt und wenn dennoch daran festgehalten werden soll, die Psychologie »weiterzugeben«, muss gefragt werden, wie dies erfolgen kann. Eine bloße Ersetzung der Alltagspsychologie durch Psychologie als Wissenschaft scheidet in den Augen des Autors jedenfalls als Möglichkeit aus und zwar deshalb, weil – so die durchaus voraussetzungsvolle Annahme – die Alltagspsychologie aufgrund »ihrer Verwurzelung in der Evolutionsgeschichte des Menschen« eine Psychologie darstelle, »über die wir intuitiverweise verfügen« (S. 23). Dass solch eine Möglichkeit aussichtslos ist, bedeutet für Herzog aber nicht, dass es nicht doch Wege gäbe, die Rezeptionsschranke zu überwinden. Seine These lautet: »[D]ie Rezeption psychologischer Erkenntnisse [hätte] demnach zur Voraussetzung, dass eine Assimilation an das alltagspsychologische Menschenbild stattfindet oder zumindest kein erkennbarer Widerspruch zu diesem auftritt« (S. 24). Zur Stützung dieser These führt er sechs bedenkenswerte Argumente an. In aller Kürze:

1. Probandinnen und Probanden sind wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Personen und müssen als solche behandelt werden, auch dann, wenn die Psychologie als Wissenschaft das Menschenbild der Alltagspsychologie für falsch erkläre.

2. Die Vielzahl an Minitheorien und unzusammenhängenden Befunden psychologischer Studien führe dazu, dass das Menschenbild der wissenschaftlichen Psychologie im Verborgenen bleibe. Das verringere die Wahrscheinlichkeit einer Kollision zwischen der Alltagspsychologie als Menschenbild und dem Menschenbild der Psychologie als Wissenschaft.
3. Die Psychologie zeichne sich gerade auch durch unpräzise Begriffe und eine große Nähe zur Alltagssprache aus.
4. Entgegen dem eigenen Anspruch, Kausal erklärungen zu liefern, nutze die wissenschaftliche Psychologie mitunter Homunkuli, also fiktive Wesen, um bestimmte Zusammenhänge zu plausibilisieren, etwa im Bereich der Wahrnehmungspsychologie, was die Kommunikation mit der Alltagspsychologie erleichtert.
5. Obwohl das kausale Sprachspiel das Ideal darstellt, greife auch die wissenschaftliche Psychologie immer wieder auf das intentionale Sprachspiel zurück.
6. Dort, wo Psychologie als Wissenschaft tatsächlich mit Kausalerklärungen operiere und Aussagen jenseits einer Verankerung im Lebensweltlichen formuliere, könne sie die Alltagspsychologie ergänzen.

Am Ende seines Beitrags kommt Herzog auf dessen Beginn zurück und unterstreicht nochmals, dass sich seine Ausführungen auf die sich als Naturwissenschaft verstehende Mainstream-Psychologie beziehen, dass diese Auffassung von Psychologie in der Fachgeschichte aber stets auch von Kritik begleitet gewesen sei. Bei dieser Kritik gehe es nicht darum, die Psychologie auf Alltagspsychologie zu reduzieren, sondern um die »Begründung einer wissenschaftlichen Psychologie auf den apriorischen Grundlagen der Alltagspsychologie« (S. 26f.). Der Autor schließt seinen Beitrag mit den Worten: »Ohne hier ins Detail gehen zu können, kann die vorausgehende Analyse zur Weitergabe von Psychologie [...] auch als Plädoyer für eine alternative Begründung der wissenschaftlichen Psychologie gelesen werden« (ebd.). Zu diesem Schlussplädoyer wäre noch zu ergänzen,

dass auch andere Autorinnen und Autoren, die sich dem Nachdenken über Menschenbilder in der Psychologie und Psychoanalyse gewidmet haben und die zum Teil auch ihren Auftritt in Herzogs Beitrag haben, die Ausarbeitung von Alternativen für sinnvoll gehalten sowie grundlegende epistemologische Widersprüche oder zumindest Spannungen identifiziert haben. So ist etwa an Klaus Holzkamp und die Erarbeitung der Kritischen Psychologie, an Norbert Groeben sowie Brigitte Scheele und das Forschungsprogramm Subjektive Theorien, an Hans Werbik und die Erlanger Handlungs- und Kulturpsychologie, an John Shotter und sein Eintreten für eine Psychologie als eine *moral science of action* oder an Jürgen Habermas und seine Rede vom szientistischen Selbstmissverständnis der Psychoanalyse zu denken. Die Aufgabe eines einzigen unhinterfragten Menschenbildes zugunsten der Identifikation einer Pluralität von Menschenbildern macht offensichtlich die Kontingenz psychologischer Forschungsprogramme und an sie geknüpfte Praxen deutlich und ebnet damit den Weg für die Erarbeitung von Alternativen.

An Alternativen denkt auch *Senta Brandt*, wenn sie schreibt: »Glücklicherweise sind die von diesem mächtigen Verbund vorgeschlagenen Möglichkeiten, Psychologie zu betreiben und den Menschen zu denken, nicht alternativlos« (S. 41). Als solche Alternativen benennt sie etwa handlungs- und kulturpsychologische, psychoanalytische und kritisch-psychologische Ansätze. Dieser, wenn man so möchte, Stoßseufzer erfolgt allerdings erst gegen Ende einer detaillierten Auseinandersetzung mit der Positiven Psychologie, jener Strömung in der modernen Psychologie, die etwa um die Jahrhundertwende ihren Anfang genommen hat und heutzutage in der Tat als ein durchaus mächtiger Verbund bezeichnet werden kann – mächtig im Sinne üppiger finanzieller Ressourcen, starker institutioneller Verankerung, intensiver medialer Vermarktung und breiter Wirkung im wissenschaftlichen wie im praktischen Feld. In ihrem Beitrag »Das starke Subjekt und seine Feinde. Zum Menschenbild und Handlungsmodell der Positiven Psychologie« nimmt Brandt sich diese Strömung, ihre geistesgeschichtli-

chen Verwandten, ihre Anliegen und Versprechen und speziell die Konstituenten ihres Menschenbilds und Handlungsmodells in dezidiert kritischer Absicht vor. Diese Kritik formuliert sie gerade auch im Dialog mit anderen Autorinnen und Autoren, wie beispielsweise Eva Illouz und Edgar Cabanas. Wie schon bei Herzog wird auch von Brandt die Rede eines Präsidenten der *American Psychological Association* aufgegriffen. Während es bei jenem George A. Miller mit einer Rede Ende der 1960er Jahre war, ist es bei dieser Martin E.P. Seligman mit einer Rede Ende der 1990er Jahre – Seligman, der Studierenden der Psychologie bereits in den ersten Semestern mit seinem Konzept der »erlernten Hilflosigkeit« begegnet und schon jetzt eine Art Klassiker zu Lebzeiten ist. (Eine weitere zentrale Figur ist Mihaly Csikszentmihalyi, der insbesondere durch seine Idee des »Flow-Erlebens« bekannt geworden ist.) Wie Miller ist auch Seligman viel daran gelegen, die Psychologie weiterzugeben – hier freilich in einer ganz spezifischen Variante, in Form der Positiven Psychologie. Was ist das aber nun, Positive Psychologie, wozu ist sie gedacht? In den Worten der Autorin:

»Diese ist [...] angetreten, um die Psychologie und die Sozialwissenschaften auf ›das Positive‹ auszurichten, ›positive Emotionen‹, ›positive Charaktereigenschaften‹ und ›positive Institutionen‹ zu erforschen und die Potentialität des Menschen, aus seinem Leben das Optimum und größtmögliche Lebensglück herauszuholen, zu betonen, statt sich primär mit den negativen Schattenseiten und Defiziten des menschlichen Daseins zu befassen« (S. 30).

Dazu bedient sich die Positive Psychologie des gängigen methodischen Instrumentariums der Psychologie und tastet auch die epistemologischen Grundlagen des Mainstreams nicht nur nicht an, sondern weiß sich hierin mit dem Hauptstrom durch und durch eins. Dass ihr eigenes Handlungsmodell – das in vielerlei Hinsichten kritisierbar, aber nichtsdestotrotz ein Modell ist, in dem eben *Handlungen* eine Rolle spielen –, nicht ohne Weiteres mit einer als Naturwissenschaft begriffenen Psy-

chologie vereinbar sein könnte, die sich am deduktiv-nomologischen bzw. induktiv-statistischen Modell der Erklärung orientiert, ficht die Vertreterinnen und Vertreter der Positiven Psychologie nicht weiter an. Spätestens hier würde Walter Herzog wohl mit seinen Argumenten zum Spannungsverhältnis von Alltagspsychologie und wissenschaftlicher Mainstream-Psychologie einhaken. Was Seligmans Projekt letztlich vom Mainstream unterscheidet, sind seine Forschungsfragen, die strikt auf die Erforschung »des Positiven« gerichtet sind. Vorbei die Zeiten, in denen ein Sigmund Freud keine echte »Heilung« durch Psychoanalyse versprechen konnte, sondern »lediglich«, dass seine Analysandinnen und Analysanden nach der Redekur im gelingenden Fall wieder liebes- und arbeitsfähig sein würden. Vorbei auch die Zeiten einer Fokussierung auf psychische Störungen in der Klinischen Psychologie. Hierzu ganz folgerichtig soll in der Positiven Psychologie gerade nicht an Manualen zu psychischen Störungen, wie dem DSM (dem *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* der *American Psychiatric Association*), sondern eher an einem »Charakterstärken- und Tugendkatalog« (S. 40), einem »Un-DSM« (ebd.) gewissermaßen, gearbeitet werden. Die Positive Psychologie verfolgt jedenfalls das Ziel, Menschen glücklich und nicht gänzlich unglückliche Menschen glücklicher zu machen. Dass hiermit Vorstellungen nahezu unbegrenzter Omnipotenz hinsichtlich therapeutischer, beraterischer, erzieherischer und präventiver Maßnahmen einhergehen, dürfte offensichtlich sein. Ob solche Maßnahmen allerdings erfolgreich sind, steht wiederum auf einem anderen Blatt, darf aber mit Blick auf ein jüngst in *Nature* veröffentlichtes Review wohl bezweifelt werden: »Die Wirksamkeit von *happiness*-Interventionen ist äußerst fraglich bis fehlend«, hält Brandt unter Rückgriff auf eben dieses Review kurz und bündig fest (S. 31). Freilich ist die Positive Psychologie kein bloßes Kind des 21. Jahrhunderts. Vielmehr lassen sich affine Gedanken in der Renaissance und Aufklärung, auch in der amerikanischen Geistesgeschichte, speziell der amerikanischen Romantik, sowie in einigen buddhistischen Grundgedanken finden. Die

Autorin geht hier unter anderem auf Ralph Waldo Emersons Transzendentalismus ein, dessen Vorstellungen auch in die *New Thought*-Bewegung mündeten. In deren Zentrum wiederum stand unter anderem die »Doktrin der ›mental power‹ [...] – die Vorstellung, mittels mentaler Kraft Gesundheit und Erfolg erreichen zu können« (S. 34). Eine der Implikationen der angesprochenen Doktrin besteht in der Vorstellung, »dass [...] nicht mehr soziale oder politische Strukturen« für Armut oder Reichtum der Menschen verantwortlich zu machen seien, sondern das gute oder schlechte Selbstmanagement (ebd.). Das Menschenbild der Positiven Psychologie lässt sich allerdings noch näher beschreiben. Als Konstituenten dieses Menschenbildes identifiziert Brandt unter anderem dessen essenzialistische Konzeption des Selbst, seinen »positiven« Individualismus, eine dualistische Ontologie, in der »das Gute« und »das Böse«, »das Positive« und »das Negative« reinlich voneinander geschieden werden und die Vorstellung »starker Subjekte«, die in hohem Maße autonom sind und rational handeln. Im Handlungsmodell der Positiven Psychologie werden Subjekte kaum einmal von Widerfahrungen heimgesucht, sind Subjekte so gut wie nicht in soziale Kontexte eingebettet, die bestimmte Handlungen nahelegen und andere nicht, und werden auch nicht vom Unbewussten bedrängt. Ferner seien *alle* Menschen, so Seligman in einer maßlosen Generalisierung reichlich spezifischer Menschenbildannahmen, »an einer Steigerung ihres Lebensglücks interessiert, namentlich an jenen universellen Glückskomponenten, für die er das Akronym PERMA gefunden hat: »positive emotion, engagement, relationship, meaning, accomplishment« (S. 36). Die kritischen Aspekte der Positiven Psychologie dürften nach all dem Gesagten auf der Hand liegen und erschöpfen sich nicht in unzulässigen Universalisierungen, Simplifizierungen und Moralisierungen. Alles in allem wird man nach den erhellen den Ausführungen von Senta Brandt unseres Erachtens jedenfalls kaum umhinkönnen, die Positive Psychologie in weiten Teilen weniger als ein genuin wissenschaftliches Projekt denn viel eher als Ideologie zu betrachten. Ideologie

ganz klassisch verstanden als ein Unternehmen, das auf die Schaffung falschen Bewusstseins gerichtet ist.

Der erst vor wenigen Jahren verstorbene Jerome S. Bruner war ohne Zweifel ein ausgesprochen vielseitiger Psychologe. Von der Wahrnehmungs- über die Entwicklungs-, die Sozial- und die Pädagogische Psychologie bis hin zur Handlungs- und Kulturpsychologie hat er Arbeiten vorgelegt, die in der Disziplin, aber auch weit über sie hinaus deutliche Spuren hinterlassen haben. Zu seinen zumindest hierzulande weniger bekannten Aktivitäten gehört sein in wissenschaftlicher wie pädagogisch-praktischer Hinsicht bedeutendes Engagement bei der Konzipierung und Implementation von *Man: A Course of Study (MACOS)*, einem in den 1960er Jahren für die Grundschule entwickelten *Social Science Curriculum*. Just diesem Curriculum widmet sich *Christina Hofmann* in ihrem kenntnis- und quellenreichen Beitrag »Cultivating the powers of the human mind. Das Klassenzimmer als Aushandlungsort von psychologischen Menschenbildern zur Zeit des Kalten Krieges«. MACOS ist – wie die Autorin ausführlich zeigt – für den vorliegenden Kontext insofern voll einschlägig, als erstens im Zentrum des Curriculums selbst (psychologische) Menschenbilder stehen, zweitens die Grundschülerinnen und Grundschüler, an die sich das Curriculum richtet, vor dem Hintergrund eines spezifischen Menschenbildes adressiert werden, und drittens schließlich Aufstieg und Fall des Curriculums an eine (seinerzeit aufgeheizte) politische Auseinandersetzung um adäquate Menschenbilder gekoppelt ist. Was ist aber MACOS überhaupt? Wie sehen Anliegen, Ziele und Gestalt dieses Curriculums aus?

MACOS ist (wie schon angesprochen) ein Curriculum, das im Bereich der *Social Science Studies* angesiedelt ist. Wie eine Vielzahl anderer in den 1960er Jahren entstandener Curricula stellt es ein Produkt der Post-Sputnik-Ära dar, also jener Zeit, in der die staatliche Förderung von Bildungsprogrammen, die versprachen, die Sowjetunion im Wettlauf um das Weltall erst einzuholen und dann zu überholen, in den Vereinigten Staaten von Amerika äußerst großzügig war. Eine der Besonderheiten von

MACOS liegt darin, dass es für den sozialwissenschaftlichen Unterricht gedacht war – die allermeisten anderen Curricula jener Jahre hatten (wenig überraschend) den mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich im Blick. Gemeinsam wiederum war den Curricula, dass an ihrer Konzeption oder zumindest ihrer Vorbereitung namhafte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler maßgeblich beteiligt waren und die Curricula dezidiert wissenschaftsorientiert waren. Zu ihnen gehörten in der Physik etwa der Atomphysiker Jerrold Zacharias und in der Psychologie beispielsweise George A. Miller, Robert Gagné, Lee Cronbach, Bärbel Inhelder und eben Jerome Bruner. Der gründete mit Miller 1960 das *Harvard Center for Cognitive Studies*, ließ sich aber für MACOS ein Jahr lang davon beurlauben, auch um selbst in Grundschulen zu unterrichten, was für einen Harvard-Professor sicher als ungewöhnlich zu bezeichnen ist. Im Zentrum von MACOS steht der Mensch vor dem Hintergrund ausgewählter Kenntnisse unterschiedlicher Disziplinen, speziell der Psychologie, der Kulturanthropologie, der Frühgeschichte und der Biologie. Die Schülerinnen und Schüler, an die sich MACOS richtete, sollten allerdings nicht im Sinne direkter Instruktion belehrt werden, sondern sich die Kenntnisse im Sinne eines entdeckenden Lernens aneignen, weshalb ihnen auch nicht »fertige Wissenspakete« präsentiert werden sollten, sondern gewissermaßen empirisches Rohmaterial (auch im Medium des Films), mit dem sie sich mehr oder weniger selbstständig auseinandersetzen sollten (dazu unten mehr). Laut Bruner sollte sich der Unterricht um »five great humanizing forces« (S. 51) drehen. Als solche Kräfte sah er Sprache, Werkzeugbau, soziale Organisation, verlängerte Kindheit und Weltanschauung an. Als konkrete Unterrichtseinheiten wurden zum einen Einheiten zu unterschiedlichen nicht-menschlichen Tieren, wie Pavianen, zum anderen eine Einheit zu der ethnischen Gemeinschaft der Netsilik in der Arktis ausgearbeitet. Drei Leitfragen sollten dabei im Vordergrund stehen: »What is human about human beings? How did they get that way? How can they be made more so?« (vgl. S. 56). Das in MACOS propagierte Menschenbild war durch-

aus nicht einheitlich, sondern speiste sich aus unterschiedlichen Quellen, die bisweilen auch in Spannungsverhältnissen zueinanderstanden. Hofmann arbeitet hierzu zum einen Bruners an Jean Piaget, Claude Lévi-Strauss und Noam Chomsky geschultes strukturalistisches Menschenbild heraus, verweist aber zum anderen auch auf das evolutionsbiologisch geprägte Menschenbild Irvan DeVores (eines Primatologen), und das kulturmaterialistisch geprägte Menschenbild Asen Balikcis (eines Anthropologen und Filmemachers), die sich nicht in jeder Hinsicht mit Bruners Perspektive vertrugen. Ein Kernelement des in MACOS propagierten Menschenbildes ist jedenfalls die Betonung der als universell gedachten menschlichen Fähigkeit zum symbolischen Denken:

»Im Gegensatz zu schlichten Reiz-Reaktions-Verbindungen, durch die sich auch tierisches Lernen erklären lässt, ist das symbolische Denken in einem komplexen *Bedeutungsgewebe* nach Bruner ein Alleinstellungsmerkmal des Menschen, das ihn in der Evolution dorthin gebracht hat, wo er steht, und das auch das Potenzial für weitere kulturelle Evolution mit sich bringt« (S. 56).

Wie schon angesprochen spielen Menschenbilder als Gegenstand von MACOS eine bedeutende Rolle in Hofmanns Beitrag, aber auch auf der Ebene der Adressatinnen und Adressaten von MACOS. Diese werden nämlich als »kleine Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler« begriffen. Hofmann beschreibt die Bruner'sche Vorstellung so:

»Die zugrunde liegenden Prozesse der kognitiven Konzeptbildung und der bedeutungshaltigen Integration neuer Wissensseinheiten laufen bei einem Schulkind, das die Welt verstehen will, genauso ab wie bei einer Wissenschaftlerin, sodass es nur logisch erscheint, die Analogie fortzuführen und den denkenden Menschen per se als Wissenschaftler*in zu begreifen« (S. 47f.).

Ferner:

»Dass neue Erkenntnis selbstbelohnend ist und der Mensch intrinsisch motiviert nach Wissen

strebt, um sich die Welt und sich selbst zu erklären, ist für Bruner eine anthropologische Konstante und erklärt die Genese wissenschaftlicher Disziplinen per se als Resultat ungestümer Neugierde« (S. 48).

Die dritte und letzte Ebene, auf der Menschenbilder in Hofmanns Beitrag diskutiert werden, betrifft die politische Auseinandersetzung um MACOS. Diese bestand in einer Reihe von zunächst lediglich lokalen, später aber auch auf nationaler Ebene ausgetragenen Attacken gegen das Programm, die durch die politische Rechte erfolgten. Vielen war insbesondere die spezielle normative Ausrichtung des Curriculums ein Dorn im Auge. Dass es eine solche gab, wird spätestens deutlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass eine der zentralen Leitfragen von MACOS lautet, wie der Mensch menschlicher gemacht werden könne (»How can they be made more so?«, s. o.). Die normative Ausrichtung bestand jedenfalls in der dezidierten Förderung eines säkularen, offenen Geistes (Jamie Cohen-Cole, auf den sich die Autorin positiv bezieht, spricht hier von einem *open mind*). Dieser offene Geist lässt sich weder von linkem noch rechtem Lagerdenken vereinnahmen, setzt auf die Kraft autonomer (und kreativer) Vernunft, sieht den Menschen als ein in mancherlei Hinsicht zwar besonderes Tier, aber dennoch eben auch als Tier, erkennt Menschen anderer Kulturen in ihrer Andersartigkeit, aber auch in den Gemeinsamkeiten, die allen Menschen qua Menschsein zukommen, und macht sich von einem Denken, das Kulturen hierarchisiert, frei. All dies war mit den politischen und religiösen Überzeugungen der Gegnerinnen und Gegner von MACOS nicht kompatibel, die einen eher kritiklosen Patriotismus sowie eine Variante des Christentums vertraten, die auf ewige Werte und Wahrheiten setzte, und die ethnische Gemeinschaften wie die Netsilik als »primitiv« ansahen. Die politische Dimension von Menschenbildern nicht genügend bedacht zu haben, identifiziert Christina Hofmann als eines der Defizite von MACOS. Aber auch ansonsten formuliert die Autorin bei aller für das Unterrichtsprogramm sehr deutlich werdenden Sympathie immer wieder bedenkenswerte Kri-

tit gerade auch an dessen anthropologischen Implikationen. Nur ein Beispiel:

»Dass diesem Menschenbild eine gewisse Optimierungslogik und ein Effizienzdenken eingelassen sind, kann durchaus als kritisch betrachtet werden; die Problematik wurde im (neo-)liberalen Gewand verschleiert, nach dem jede*r ohne Berücksichtigung machstruktureller Faktoren für sich selbst verantwortlich ist und man letztlich aufs Individuum zurückgeworfen wird« (S. 58).

Wie auch immer man das Gesamtunternehmen MACOS abschließend beurteilen möchte, kann aber in jedem Falle festgehalten werden, dass es sich um einen hochinteressanten Ausschnitt der jüngeren Psychologiegeschichte handelt, an dem nach wie vor Wesentliches im Hinblick auf Menschenbilder in der Psychologie als Wissenschaft und Praxis inklusive ihrer soziokulturellen und politischen Einbettung gelernt, bedacht und diskutiert werden kann.

Den Schluss des Themenschwerpunkts bildet der Beitrag »Picture of the human in psychoanalysis. Between practical philosophy and medieval Sahajiya« von *Anup Dhar*. Mit ihm wechseln wir nicht nur die Sprache, sondern öffnen auch den Horizont des Heftes in Richtung Psychoanalyse und indische Philosophietraditionen. Das hauptsächliche Anliegen des Autors ist es aufzuzeigen, dass die Psychoanalyse keineswegs etwas ist, das in jeder Hinsicht Neuheit für sich beanspruchen könnte. Solch eine Einschätzung ist zunächst einmal nicht besonders aufregend, da ja vielfach gezeigt wurde, wie sehr die Psychoanalyse etwa von den Philosophien eines Friedrich Nietzsche oder eines Arthur Schopenhauer, aber auch von Mythen der europäischen Antike zehrt. Der Witz des vorliegenden Beitrags ist aber die Konfrontation der Psychoanalyse mit einer nicht-westlichen Tradition, nämlich einem spezifischen Ausschnitt der geistesgeschichtlichen Tradition Indiens. Wenn hier von »der« Psychoanalyse die Rede war, war dies selbstverständlich noch reichlich unpräzise. Im Fokus steht die Theorie des Gründungsvaters, also die psychosexuelle Theorie Sigmund Freuds, ebenso zentral sind

aber auch Theoreme des französischen Psychiaters und Psychoanalytikers Jacques Lacan sowie solche seiner Landsleute Gilles Deleuze und Félix Guattari – Philosoph der eine (Deleuze), Psychoanalytiker der andere (Guattari). Daneben stellt Dhar die Rezeption und Beurteilung der Psychoanalyse durch Psychoanalytiker wie Sudhir Kakar, den prominenten Schüler von Erik Erikson, und Ashis Nandy, der psychoanalytische Theorie und politische Psychologie unter postkolonialistischer Perspektive verbindet. Die Überlegungen, die sich sodann auf dieses österreichisch-französisch-indische Dreieck richten, verbleiben der indischen Komponente wegen nicht allein im 20. und 21. Jahrhundert, sondern beziehen mit der neuerdings insbesondere von Kakar hervorgehobenen Sahajiya, die ihrerseits Traditionen aus dem Buddhismus, Sufismus und dem Bhakti umspannt, dezidiert eine mittelalterliche und bis in die Neuzeit einflussreiche Praxis mit ein. Dhars Beitrag stellt daher auch eine bedeutsame Erweiterung in spezifisch kultur- und soziohistorischer Hinsicht dar. Die Überzeugung des Autors, dass die Praxis der Sahajiya eine Praxis der Kultivierung des Selbst ist, die die Psychoanalyse in zentralen Grundannahmen als einen neuen Wein erscheinen lässt, der lediglich in eine alte Flasche gegossen wurde, will allerdings nicht in simplizistischer Weise einen indischen Anspruch auf die »wahren« Anfänge erheben; vielmehr will Dhar an seinem ausgewählten indischen Beispiel darauf aufmerksam machen, dass kulturhistorisch gewachsene und einflussreiche intellektuelle Beiträge der Vergangenheit den Boden bereiten können, von dem es abhängt, wie und ob auch importierte Denktraditionen und Praktiken dort wachsen, gedeihen und überdauern können. Wie er zeigt, ist dafür nicht unerheblich, welche Konzeptionen vom Menschen, vom Subjekt, von der Person bereits vorliegen und wie kompatibel sie mit anderen Menschenbildern sind bzw. welche Familienähnlichkeiten die Bilder aufweisen. Die Situation, in der sich diesbezüglich nicht nur Kultur und Gesellschaft, sondern auch ihre einzelnen Angehörigen befinden, illustriert Dhar am Bild der Fahrerin oder des Fahrers eines Autos, aus dem man durch die Windschutzscheibe nach vorne blickt, während

man durch den Rückspiegel bzw. die Heckscheibe den Blick auf die Strecke zurückwirft, die man zurückgelegt hat, um an den gegenwärtigen, stets flüchtigen Punkt und von da weiter zu gelangen (vgl. S. 65). Ausgehend vom Beispiel der Sahajya und der in ihr kultivierten Selbstwertungspraktiken, die sich im Rückspiegel zeigen, und um zu untersuchen, wie der zurückgelegte Weg sich in die Vorwärtsbewegung fortsetzt, pendelt der Autor immer wieder zwischen europäischen Traditionen einer eher *medikalisierten* Psychoanalyse (die mit einer binären Gegenüberstellung von *normal* und *pathologisch* arbeitet) und der indischen Tradition einer *spiritualisierten* Psychoanalyse, die er mit einem gewissen Augenzwinkern *Sahajyanalyse* nennt und die Binaritäten wie Vernunft/Wahnsinn, Vernunft/Affekt, Mensch/Tier, Mann/Frau, Brahmane/Dalit, Göttlich/Menschlich, Gegenwart/Zukunft, Freund/Feind, Analytiker/Analysand widersteht. In diesem Widerstand, so Dhar, liege auch eine politische Dimension, die aus der Mikropolitik der Selbsttransformation erwächst und Folgen für die Makropolitik menschlicher Lebens- und Umwelt hat (vgl. S. 75). Das von Dhar angelegte gleichnishafte Szenario ist in dieser Hinsicht natürlich auch eine Illustration der Frage, wie Menschenbilder, die einem im und durch Kolonialismus ausgetrieben wurden, Menschen in einer sogenannten postkolonialistischen Welt Orientierung geben bzw. wieder geben können. So sei es eine der zweifelhaften intellektuellen »Segnungen« der britischen Kolonialherrschaft, dass westlich gebildete Inder irgendwann begonnen haben, Mann und Frau als gegensätzliche Geschlechter zu sehen und sich mit androgynen, erstmals tief in der indischen Denk- und Erlebenskultur – zum Beispiel in der *Sahajya* – verankerten Modellen heute unwohl fühlen. Zugleich zeigt dieser exemplarische, für die westliche Psychoanalyse bis heute nach wie vor eher unübliche Blick in nichtwestliche Gesellschaften, in denen der weitaus größte Teil der Menschheit lebt, nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit auf, alternative intellektuelle Landschaften und darin gewachsene Bilder vom Menschen in ihrer Relevanz für psychisches Wohlbefinden und darauf zielende

Interventionen zu erkunden. Dies jedenfalls ist mit inbegriffen, wenn Dhar festhält, dass in der spiritualisierten Psychoanalyse (zum Beispiel der *Sahajya*) die individuelle Psychopathologie als Symptom einer größeren und tief sitzenden sozialen Psychopathologie gesehen wird (vgl. ebd.). Die größere Psychopathologie, die die Person heimsucht, kann aus der eigenen (vor allem familiären) Lebensgeschichte oder aus der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Geschichte stammen, die die Person beeinflusst. Aus dieser Perspektive kann nur eine umfassendere soziale Heilung das individuelle Unwohlsein verhindern. Gegenwärtig aber, so Dhar, verfügen wir primär über eine ausgefeilte Nosologie individualisierter psychischer Erkrankungen und wir haben auch individualisierte Kuren und Heilmittel für einzelne Personen. Die Frage laute, wie wir uns von diesen (individualisierten) Kuren heilen können. Die Antwort: Es sei wichtig, dass wir uns von den paradigmatischen medikalisierten Heilmethoden der Moderne befreien und neue Formen der Diagnose und der Heilung finden, die sich nur zeigen, wenn man auch den Rückspiegel aufmerksam im Blick behält. Es gehe um eine Behandlung von historisch gewachsenem sozialem Unwohlsein, das individuelles Leiden in Form unzähliger Fußabdrücke hinterlasse. Das dürfe selbstverständlich nicht bedeuten, individuelles Leiden zu bagatellisieren; es heiße vielmehr, es in seiner politischen Dimension zu erfassen, im Wissen darum, dass das Problem woanders liegt: in einem größeren und tief sitzenden sozialen Unbehagen.

Zum Schluss möchten wir an den Beginn unseres Editorials zurückkehren und der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass nach unseren einführenden Annotationen auch die Leserinnen und Leser der *psychosozial* den Eindruck gewonnen haben mögen, es könne sich bei dem Thema Menschenbilder vielleicht doch um etwas handeln, wozu man etwas lesen könne, das erhebliche wissenschaftliche und praktische Relevanz für sich beanspruchen kann. Zumindest für uns als Herausgeber hat die Arbeit an dem vorliegenden Heft noch einmal sehr deutlich gemacht, dass die Thematik der Menschenbilder nicht nur nicht obsolet ist, sondern unserer wei-

teren Aufmerksamkeit, unseres Forschens und Nachdenkens wert ist. Die reichhaltigen Beiträge unserer Autorinnen und Autoren, bei denen wir uns herzlich für ihre Mitarbeit bedanken, haben uns darin nachdrücklich bestärkt. Wenn das vorliegende Editorial diese Überzeugung zumindest ein wenig transportieren und Lust auf die Lektüre der folgenden Beiträge machen konnte, wäre sein Ziel erreicht.

Literatur

- Bauer, R. A. (1952). *The new man in Soviet psychology*. Harvard UP.
- Chakkarath, P. (2015). Welt- und Menschenbilder. Eine sozialwissenschaftliche Annäherung. *Aus Politik und Zeitgeschichte (APUZ)*, 41/42, 3–9.
- Herzog, W. (1984). *Modell und Theorie in der Psychologie*. Hogrefe.
- Holzcamp, K. (1972). Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie. In ders., *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten* (S. 35–73). Fischer.
- Kölbl, C. (2021). Menschenbilder in der Psychologie. Raymond A. Bauers sowjetische Lektionen. In M. Dietrich, I. Leser, K. Mruck, P. S. Ruppel, A. Schwentesius & R. Vock (Hg.), *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden* (S. 407–422). Springer VS.
- Reese, H. W. & Overton, W. F. (1970). Models of development and theories of development. In L. R. Goulet & P. Baltes (Hg.), *Life-span developmental psychology. Research and theory* (S. 115–145). Academic Press.
- Schmidt, H.-D. (1972). *Allgemeine Entwicklungspsychologie*. DVW.
- Shotter, J. (1975). *Images of man in psychological research*. Methuen.
- Zichy, M. (Hg.). (2021). *Handbuch Menschenbilder*. Springer.

Die Herausgeber

Carlos Kölbl, Prof. Dr., lehrt und forscht als Kultur- und Pädagogischer Psychologe an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth. Seine Forschungsinteressen beinhalten unter anderem die Psychologie des Geschichtsbewusstseins und Gesellschaftsverständnisses, die Geschichte der Psychologie, die Kulturhistorische Psychologie, Litera-

litätsforschung und transkulturelles Lernen. Zu seinen jüngeren Publikationen gehören der gemeinsam mit Erdmute Alber herausgegebene Themenschwerpunkt »Multiplicities of (Il)literacy« in *cultura & psyché. Journal of Cultural Psychology*, 4 (2023) sowie der Aufsatz »Klaus Holzcamp smiled. Soviet psychology in the Federal Republic of Germany in the Cold War era« in der Zeitschrift *History of Psychology*, 4 (2023).

Pradeep Chakkarath, Dr. phil., lehrt und forscht als Kultur- und Sozialpsychologe an der Ruhr-Universität Bochum. Gemeinsam mit Jürgen Straub leitet er das Hans Kilian und Lotte Köhler-Centrum (KKC) für kulturwissenschaftliche Psychologie und historische Anthropologie. Seine Forschungsschwerpunkte sind die menschliche Entwicklung im Kulturvergleich, Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften und indigene Psychologie(n). Unter seinen jüngeren Publikationen befinden sich der gemeinsam mit Florian Hessel und Mischa Luy herausgegebene Sammelband *Verschwürungsdenken* im Psychosozial-Verlag (2022) und der mit Shaheen Dill-Riaz verfasste Aufsatz »There is harm even in harmony: On why documentaries so often are about human vulnerability, harm, and suffering« in der Zeitschrift *HARM* (2023).

Kontakt

Prof. Dr. Carlos Kölbl
Universität Bayreuth
Kulturwissenschaftliche Fakultät
Lehrstuhl für Psychologie
D-95440 Bayreuth
E-Mail: carlos.koelbl@uni-bayreuth.de

Dr. Pradeep Chakkarath
Ruhr-Universität Bochum
Sektion für Sozialpsychologie und Sozialanthropologie
GD 1/255
Universitätstr. 150
D-44780 Bochum
E-Mail: pradeep.chakkarath@rub.de